Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 9

Artikel: Am Rande unseres Dorfes
Autor: Rhiner-Basler, Annemarie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079092

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Rande unseres

Von Annemarie Rhiner-Basler

Illustration Käthi Zaugg

Ob ich genau so gerne am Rande irgendeines anderen Dorfes wohnen möchte? Ich weiß es nicht. Ich glaube kaum. Früher wußte ich von diesem Dorf nicht mehr als den Namen. Es gab für mich auf der Karte Hunderte von ähnlichen Dörfern. Zudem hatte ich fest im Sinn, immer in der Nähe der mir vertrauten großen Stadt zu bleiben, am See.

Dann geschah das Seltsame: Ich besuchte an einem Julitag mit einer Gruppe von Lehrern eben dieses Dorf, von dem ich nur den Namen kannte. Ich erinnere mich, daß ich an jenem Tag gereizt war, müde und verdrossen. Nach langer Carfahrt stand ich mitten im Dorf. Es roch nach Gras, nach Heu, nach Sommer. Ein frisches Lüftlein brach durch die Sommerhitze. Ich empfand keine Müdigkeit mehr. Wir stiegen ein Wiesenbord über dem Dorf empor, und ich spürte, wie es mir so recht behaglich wurde und wußte, daß hier, in dieser lichten grünen Gegend für mich kein Kummer so schwer wiegen würde wie anderswo.

Noch hatte ich keine Ahnung, daß nach Jahren nur ein kleines Stück entfernt von hier unser Haus stehen sollte.

Und jetzt bin ich da, am Rande des Dorfes, sitze vor unserem Haus in der Sonne und weiß nicht, war es glücklicher Zufall, Fügung oder unbewußt gesteuertes Schicksal, das mich nach Jahren hiehergebracht hat — für immer, oder doch für lange Zeit. Die Luft ist wieder so frisch, ein Windlein streicht aufreizend einmal um diese, einmal um jene Hausecke, vertreibt meine Schläfrigkeit und kühlt meinen kleinen Ärger. Heilsames Klima, würden die Mediziner sagen. Aber ich bin hier nicht Kurgast, ich habe hier meine Arbeit, die tägliche in Haus und Garten, die andere daneben, größer und anspruchsvoller: eine Schar Kinder zu bändigen und zu betreuen und sie Schritt für Schritt einzuführen in eine größere Gemeinschaft — ins Quartier, ins Dorf.

Früher hat keiner hier sein Haus gebaut, an unserer Halde, wohlweislich. Sie haben sich alle um den geschützten Dorfplatz geschart, haben sich an Südhängen und in Mulden angesiedelt. Hier, wo wir sind und unsere Nachbarn, bläst der Wind, pfeifen die Winterstürme, sammeln sich Schneemassen an von unwirklicher Höhe, der Schneepflug fährt winters oft dreimal täglich. Man kämpft mit Wetter und Winter Monate hindurch, trägt Schneeberge ab und scharrt Wege frei — um anderntags von neuen Schneemassen umgeben zu sein, sich neuen Stürmen entgegenzustemmen, um nur hinunter auf die Landstraße zu gelangen und ins Dorf, das wie eine Stube scheint für uns, die von «draußen», vom Rande des Dorfes kommen. Aber auch das nehmen wir gern und gelassen hin. Nach einer Stunde strengen Schneeschaufelns und einem Kommissionengang durch den beißenden Sturm bin ich meinen Aufgaben und der ganzen problematischen Welt besser gewachsen als zuvor.

Daß sich unser Schneehang eines Tages doch wieder in Sommerlandschaft verwandeln wird, kann man sich hinter den hohen hartnäckigen Verwehungen kaum vorstellen. Ungeduldig schauen wir hinüber zu den

Dorfes

Sonnendörfern am andern Hang. Dort ist es schon grün, ist Frühling. Aber es wird auch bei uns Frühling, Sommer — fast in einem. Gestern wirbelte noch Schnee ums Haus, heute ist das Schlafzimmer morgens um fünf sonnendurchschienen. Die Fensterreihen der Holzhäuser in den grünen Weiden glitzern, Leintücher flattern in den Gärten, ich höre Matratzengeklopf. Und dann sitzen die Kinder in dünnen Höschen und rotgestreiften Leibchen um den Frühstückstisch draußen, Rasenmäher surren um die Häuser, Frühlings- und Sommerblumen blühen miteinander auf. Dort, wo winterüber der höchste Schneehaufen liegt als eisiger Wall, leuchtet rot und blau unser Planschbecken, das winzige Schwimmbad aller Kinder unseres Quartiers. Es ist Sommer geworden und wird es bleiben bis tief in den Herbst hinein.

Am Rande eines Dorfes wohnen — eine Idylle? Dörfer sind keine Idyllen, waren es sicher nie. Idyllisch erscheint einzig dem Spaziergänger, dem Gast das äußere Bild eines Dorfes: Der werkende Bauer, die sonntäglichen Kirchgänger beim Glockengeläut, die Großmutter vor dem Holzhaus im Gärtchen, die Kindergruppe in der Wiese, das kleine Wirtshaus, Blumenbeete zwischen den Häusern, mondbeschienene Dächer . . .

Wir machten uns keine Illusionen, als wir am Rande des Dorfes, das uns gefiel, unser Haus bauten. Ich war in einem Dorf aufgewachsen, mein Mann in einem Städtchen. Als Lehrerin hatte ich auch andere Dörfer erlebt: Industriedörfer, Bauernnestchen, städtisch kahle, monotone Dörfer. Ich hatte Kinder von Bauern, von Handwerkern und Arbeitern um mich gehabt und kannte ihre Eltern.

Idyllen — das gab es nirgends. Es gab Geschwätz und Intrigen, Verleumdung und Feindschaft, sogar Selbstmord und Totschlag — überall, das wußte ich. Wenn man aber um diese düstere Seite jeder menschlichen Gemeinschaft, jedes noch so friedlich scheinenden Dörfchens weiß und darauf gefaßt ist, kann man sich um so mehr freuen über alles, was gut, gelungen, schön und angenehm ist.

Am Rande des Dorfes wollte ich bleiben, in jeder Beziehung. Ich wollte mich nicht einmischen in die Angelegenheiten der Einwohner und allem Klatsch fernbleiben, wollte meinen persönlichen Lebensstil bewahren. Es wäre so leicht, hier für sich zu bleiben, abseits vom Dorfkern, mehr der Stadt hinter den Hügeln als dem Dorf zugewandt. Mein Mann arbeitet in der Stadt, das blaue Bähnchen fährt stündlich dorthin. So betrachtete ich das Dorf vorerst aus der Ferne, fühlte mich mehr als Gast denn als Einwohner.

Aber es kam anders. Nicht, daß mich Dorfgeschichten berührt hätten oder daß mir irgendwer dreingeredet hätte. Man ließ uns leben, wie wir wollten. Aber wir spürten mehr und mehr, daß wir ohne alle Zeremonie aufgenommen worden waren von jenen, die schon immer oder doch schon lange hier wohnten, und fast unmerklich gliederten wir uns selber ein. Wir wurden nicht gezwungen, bei allen Anlässen dabeizusein. Machten wir mit, gut so, blieben wir fern, so war das unsere Sache.

An den Wind

Sehnsuchtsgewaltiger Wind!
Welle
Aus Duft, die bebenden Kelchen entflieht,
Zahlloser Vogelkehlen gesammelter Klang
Sei du an meiner Stelle
Gesang —
Sei du mein Lied!

Cécile Lauber

Der Buchzirkel

Von Adriana Huber-Grieder

Vor ungefähr drei Jahren rief mich eines Abends eine entfernte Bekannte an und fragte mich, ob ich Interesse hätte, einem Bücherzirkel beizutreten, den sie und ihre Schwägerin zu organisieren gedächten. Sie erklärte mir kurz, wie sie sich die Sache vorstellten, und da mir die Idee einleuchtete, sagte ich zu.

Dem Zirkel gehören zwölf Frauen an; einzelne kannten sich früher schon, andere nicht. Alle aber lesen gern und viel. Jede dieser Frauen kauft pro Jahr ein bestimmtes Buch, auf das wir uns gemeinsam geeinigt haben. Vorne in das Buch wird eine Liste mit den Adressen sämtlicher Teilnehmerinnen geklebt, und dann wird das Buch reihum gesandt. Jeden Ersten des Monats schickt man ein Buch an die nächste Adresse weiter und erhält selbst ein anderes, und am Ende des Jahres hat man sein eigenes Buch wieder.

Einmal im Jahr treffen wir uns, immer wieder bei einer anderen Teilnehmerin, zum schwarzen Kaffee. Wir wohnen alle in der gleichen Stadt oder doch in der näheren Umgebung. Die Zeit der Zusammenkunft – zwischen zwei und vier Uhr – ist so gewählt, daß man vorher noch die Kinder in die Schule schicken und nachher gleich wieder in Empfang nehmen kann. Vierzehn Tage vorher reicht jede von uns der Initiantin des Zirkels drei Buchvorschläge ein. Sie stellt die Vorschläge in einer Liste zusammen, die sie vervielfältigt und verteilt, so daß sich alle orientieren können.

Beim Kaffee besprechen wir zuerst kurz die Bücher des vergangenen Jahres. Man redet darüber, welche gefallen haben und welche nicht, ob ein sechshundertseitiger Kafkaband vor Weihnachten überhaupt gelesen werde, ob man an dem einen englischen Band und den zwei französischen Büchern festhalten wolle und so weiter. Mit den Übersetzungen halten wir es

Am Rande des Dorfes

Die älteren Buben trampten sich ihren Schulweg Tag für Tag, und daß sie das Dorf schon nach kurzer Zeit als «ihr» Dorf empfanden, war selbstverständlich. Sie kannten alle Häuser am Weg, wußten, wer wo wohnte, sie riefen die Handwerker mit Namen, posteten in den Läden, sahen den Bauern beim Melken zu, erlebten das grauslich faszinierende Schauspiel der Tierschlächterei, vergaßen Zeit und Heimweg bei den rangierenden Güterzügen im kleinen Bahnhof.

Sie schlossen rasche Freundschaften mit neuen Kameraden und verfeindeten sich mit denselben innert kurzer Zeit. Sie bekamen Schimpfworte, Püffe und Schläge, aber anderntags prügelten, pufften und schimpften sie selber. Neue, festere Freundschaften entstanden daraus.

Ich dagegen wollte einfach so «mitwohnen» am Dorfrand und die Angelegenheiten der Gemeinde Berufeneren überlassen.

Aber da sitze ich eines Abends in einem Dorflokal inmitten vieler liebenswürdiger Einwohnerinnen, fühle mich noch als Gast. Man schiebt mir jedoch freundlich Papier und Bleistift zu und bittet mich, als Protokollführerin zu amten. Es wird gesprochen und besprochen, man ist daran, einen Verein zu gründen. Zugegeben — einen recht sympathischen und notwendigen Verein. Doch in mir sträubt sich alles. Ich war nie Vereinsmitglied, ich weiß nicht, wie man Protokolle schreibt, ich will kein Amt, das mir nicht liegt, ich weiß, daß andere bessere Protokolle schreiben können, ich bin nicht . . . ich werde nicht . . .

Ich wurde Aktuarin eben dieses Vereins und bin es geblieben. Ich muß mir immer noch Mühe geben, es zu sein, muß neue Redewendungen üben, muß fremde Begriffe aus der Buchhaltung lernen. Es ist ein bescheidenes, unscheinbares Ämtchen innerhalb der Gemeinde. Ich habe Respekt bekommen vor denen, die gewichtigere Ämter betreuen, Männer und Frauen. Es ist gar nicht so einfach. Aber es tut mir gut, mein Ämtchen. Ich muß aus mir heraus, von mir selber wegtreten. Ich tue etwas für das Dorf und zehre nicht nur einfach von seinen Einrichtungen. Das Dorfgeschehen betrifft nicht mehr nur die andern, wir werden mitgezählt und man zählt auf uns.

Wir wohnen erst drei Jahre in diesem Dorf. Aber es ist in dieser Zeit zu unserem Dorf geworden. Wir sind abends spät durch seine Straßen und die steilen Dorfgäßchen gewandert, haben herrliche alte Fassaden entdeckt und schiefe entzückende Bauernhäuschen. Wir haben unter manchem Hausdach nette, gleichgesinnte Menschen angetroffen und mit ihnen lebendige, herzliche Gespräche geführt. Wir sind in niedrigen Wirtsstuben gesessen und haben da Bauern und Handwerker, Professoren und Pöstler am selben Tisch gefunden.

Wir haben unzählige Male und jedes Mal fasziniert den weiten Dorfplatz mit seinen hohen, fremd anmutenden, vornehmen Häusern durchschritten, welche an die so ganz und gar undörfliche Geschichte des Dorfes erinnern. Manchmal ging ein Leichenzug mit geschmücktem Sargwägelchen über den Dorfplatz hin zur Kirche, manchmal war es ein Car

voller Hochzeit, der hier Halt machte, mit Feuersteinen, Gejubel, Schleierbraut. Vertrautes Glockengeläut, einmal dunkel, einmal hell.

Und da sind die Läden, «meine» Läden. Ich schwätze hier mit einkaufenden Bekannten, ich rede mit der Bäckersfrau, mit dem Metzger, es ist mehr als nur Verkaufen und Bezahlen. Auf der breiten Hauptstraße fährt der Dorfarzt vorbei, alle kennen sein Auto. «De Tokter, de Tokter», rufen die Kinder, sobald es auftaucht, ein bißchen Sensation witternd. In der Papeterie sind der «Playboy» ausgestellt und Dürrenmatts Werke, englische Kurzgeschichten und daneben gestreifte und geflammte Kriminalromane, leicht verborgen dahinter etwas Nacktes.

Ein Bauer fährt mit Traktor und Wagen durch die Hauptstraße, Mist fällt von den Pneus. Da ist der Gärtner im roten Auto. Wo wird er zuerst pflanzen? Was wird er pflanzen? Wann kommt er endlich zu uns? Dann der Maler, ruhig, freundlich, pünktlich, gründlich. Gelassen malt er Fassade um Fassade. — «Grüß Gott, Herr Pfarrer!»

Von den Schulhäusern herauf bewegt sich eine laute Gesellschaft: Kantonsschüler. Farbig, zerzaust, gepflegt, laut und selbstbewußt, verbissen und verkrampft, lärmig, besonnen, unfreundlich, nett — ein wirres Durcheinander. Verschwindet in Cafés und Pensionen und Papeterien, hinterläßt Zigarettenduft und Kaugummipapier und Wellen von Gewaschel in sämtlichen Dialekten.

Eine alte Bauernfrau von weiß wie weit her geht vorüber, geht einkaufen mit dem Rucksäcklein. Ein Trupp Kindergärteler . . . ein Pony . . . ein Bernhardiner. Ein verschrumpfeltes Männlein aus dem Bürgerheim . . . «Guten Tag, Frau Professor!» . . . das Postwägelchen von der «Wirtschaft und Metzgerei» . . .

Das ist das Eigenartige und Fesselnde an unserem Dorf: daß es farbig, vielseitig ist und großzügig, daß es offen ist für die Welt und die Zeit und die verschiedensten Menschen in sich aufnimmt, und daß es dennoch Dorf bleibt, nicht Vorstadt wird, nicht bloß Siedlung in Stadtnähe.

Ab und zu gehe ich doch wieder in die Stadt, es ist nette Abwechslung. Doch ein paar Stunden reichen, dann will ich zurück. Das blaue Bähnchen führt mich hinauf in die grünen Hügel, weg vom Häuserhaufen, an den Rand unseres Dorfes, nach Hause.

Buffet Zürich HB
Inhaber Rudolf Candrian
Ihr Treff-

Adolf Guggenbühl **Mut zum eigenen Lebensstil**
Betrachtungen. Fr. 12.80. In rund vierzig kurzen, anregenden und unkonventionellen Aufsätzen nimmt der Verfasser Stellung zu wichtigen Lebensproblemen.
Schweizer Spiegel Verlag Zürich

Buchzirkel

so, daß wir sie in die Liste aufnehmen, wenn das Original in einer Sprache geschrieben ist, die kaum jemand von uns beherrscht, dänisch etwa oder jugoslawisch; doch sollen die Übersetzungen nicht überhand nehmen.

Dann lesen wir die neuen Bücher aus. Jede der Frauen charakterisiert in wenigen Worten «ihre» Bücher und erklärt, warum sie gerade diese vorgeschlagen hat, ob auf eine persönliche Empfehlung, ob auf eine gute Besprechung hin, die sie gelesen hat. Dasjenige der jeweils drei vorgeschlagenen Bücher, das am meisten Stimmen erhält, wird gekauft und auf den ersten Tag des nächsten Monats in Umlauf gebracht. Hat mehr als die Hälfte der Teilnehmerinnen das Buch bereits gelesen, wird der Vorschlag abgelehnt. Letztes Jahr war das bei «Efraim» von Alfred Andersch der Fall, dieses Jahr bei «Husten» von Walter Vogt, der «Zimmerschlacht» von Martin Walser und einigen anderen Autoren. In den kurzen Diskussionen hört man allerlei Bemerkenswertes, so haben zum Beispiel ungefähr sechs oder sieben der zwölf Frauen das Mao-Büchlein schon vor Jahren entweder gekauft oder doch gelesen! Ein bis zwei Bände Kurzgeschichten werden ebenfalls in die Liste aufgenommen: weiter sind Bücher darunter, die nicht ihrer literarischen Qualität, sondern ihrer Aktualität wegen von sich reden machen. Zu dieser Art wäre H. H. Brunners «Kirche ohne Illusionen» oder «Das sogenannte Böse» von Konrad Lorenz zu zählen.

Die jährlichen Zusammenkünfte sind anregend, denn wie oft liest man ein interessantes Buch und findet nachher keinen Menschen, mit dem man darüber reden kann. Der Zirkel hat alle unsere anfänglichen Hoffnungen weit übertroffen. Wir haben viele aktuelle Neuerscheinungen gelesen, und sicher hat jede Leserin für sich persönlich einen Autor entdeckt, von dem sie sonst kaum je gehört hätte, von dem sie nun weitere Bücher kauft und liest, und das ist ja eigentlich Sinn und Zweck eines Bücherzirkels.